

Andrey Kotin

(Uniwersytet Zielonogórski / Universität Zielona Góra)

Die vertauschten Geschwister – Christenheit und Heidentum in Friedrich de la Motte Fouqués „Undine“

Switched Sisters – Christianity and Paganism in Friedrich de la Motte Fouqués *Undine*. The topic of the following article is the artistic depiction of the mutual relation between Christendom and Paganism in *Undine*, the most famous work by Friedrich de la Motte Fouqué. It is a romantic fairy-tale about a knight who has fallen in love with a mermaid. The concept of the metaphysical dimension of romantic love, of crossing the boundaries between the pagan and the Christian worlds as well as an image of the Middle ages as a literary-philosophical space are among the most important aspects of my analysis.

Keywords: Romanticism – Paganism – Middle Ages – Mermaid-Motive in Literature – Christianity.

Das Thema des vorliegenden Artikels ist die künstlerische Darstellung der wechselseitigen Beziehungen zwischen Christenheit und Heidentum im berühmtesten Werk von Friedrich de la Motte Fouqué, dem romantischen Liebesmärchen *Undine*. Das Konzept der romantischen Liebe in ihrer metaphysischen Ausprägung, die Versöhnung der Widersprüche zwischen dem heidnischen und dem christlichen Weltbild sowie die literarisch-philosophische Gestaltung des Mittelalterraumes sind die wichtigsten Aspekte, die dabei in den Blickpunkt geraten.

Schlüsselwörter: Romantik – Heidentum – Mittelalter – Nymphenmotiv in der Literatur – Christentum

Mythos und Logos – Statt einer Einführung

Die Romantisierung der christlichen Religion war eine Gegenreaktion auf deren Rationalisierung durch die Philosophie der Aufklärung. Nicht die bloße atheistische Verneinung des Absoluten zugunsten einer positiven Wissenschaft war der wahre Feind der deutschen Romantik, sondern die aufklärerische Umwandlung des Religiösen. Dies unterscheidet die deutsche Aufklärung beispielsweise von der französischen. Unter den bedeutendsten deutschen Philosophen lassen sich nur sehr schwer Autoren wie Diderot finden, für den die Existenz oder Nichtexistenz Gottes letztendlich sekundäre Bedeutung hatte. Sowohl Kants als auch Hegels Gedanken kreisen dagegen stets um metaphysische Fragen, obgleich ihr Gottesbild natürlich keineswegs religiös war. Um dies zu verdeutlichen, bediene ich mich eines kurzen, aber vielsagenden Zitats aus „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik“, dem

zusammenfassenden Spätwerk von Immanuel Kant, der nämlich meint, der größte Fehler beim metaphysischen Vorgehen sei, „[...] daß wir die subjektiven Bedingungen unseres Denkens für objektive Bedingungen der Sachen selbst und eine notwendige Hypothese zur Befriedigung unserer Vernunft für ein Dogma halten [...]“.¹ Dieses Postulat schließt aus dem Bereich der Metaphysik jegliche mystische Erfahrung aus, und somit auch das Fundament des Christentums; nämlich die göttliche Offenbarung, die ja immer über eine subjektive Dimension verfügt. Darauf macht Viktor Schirmunski in seinem Buch „Deutsche Romantik und moderne Mystik“ aufmerksam: „Eine Philosophie, die auf die unendliche Fülle des göttlichen Seins nicht verzichten will, soll auf einer Offenbarung beruhen“.² Im Weiteren entwickelt Schirmunski diese These schon in Bezug auf die ideelle Konfrontation zwischen Romantik und Aufklärung:

Schleiermachers Verdienst ist die Einführung eines völlig bewussten und durchdachten Begriffs der mystischen bzw. religiösen Wahrnehmung in die theoretische Philosophie. Für Kant und seine Schule ist das mystische Gefühl lediglich ein Produkt der Phantasie oder, bestenfalls, Träumerei. Die Romantiker sahen in ihrem poetischen Schaffen das Leben im Lichte des positiven Unermesslichkeitsgefühls, das ihrem Weltbild so eigen war.³

Das romantische Verhältnis zur Phantasie ist also dem aufklärerischen entgegengesetzt. Laut den Romantikern kann das, was Kant im oben angeführten Zitat auf die „subjektiven Bedingungen unseres Denkens“ reduziert, als Quelle einer authentischen mystischen Erkenntnis dienen. Dies allerdings nur unter gewissen Bedingungen. Welche Bedingungen hier gemeint werden, erklärt der von Schirmunski erwähnte Friedrich Schleiermacher ganz ausdrücklich in seiner knappen Glaubensdefinition: „Der Glaube ist die unbefriedigte Sehnsucht der Vernunft nach der Fantasie“.⁴ Schleiermacher plädiert damit für die Gleichberechtigung von Vernunft und Phantasie. Die menschliche Vernunft ist nicht selbstgenügsam, sie sehnt sich nach einer irrationalen Ergänzung. Ohne diese Sehnsucht bleibt man freilich in der sogenannten „objektiven Wirklichkeit“ verhaftet und auf ewig zum rationalen Umgang mit dem gegebenen Lebensraum verurteilt. Hierin wird die tiefe Kluft zwischen der romantischen und der aufklärerischen Metaphysik besonders sichtbar, denn konfessionell sind ja beide, Kant und Schleiermacher, Protestanten. Der Unterschied in ihrem theologischen Denken ist aber so gravierend, dass man dabei beinahe von zwei oppositionellen Mensch- und Weltauffassungen reden könnte.

¹ Immanuel Kant, Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, Leipzig 1979, S. 105.

² Viktor Schirmunski, Nemeckij romantizm i sovremennaja mistika. (Deutsche Romantik und moderne Mystik.), St.-Petersburg 1996, S. 72: „Философия, не желающая отказаться от понятия бесконечной полноты божественного бытия, должна основываться на откровении“. Ins Deutsche übersetzt von mir.

³ Ebd., S. 157: „Заслугой Шлейермахера является введение в теоретическую философию вполне осознанного и продуманного понятия мистического или религиозного восприятия. Для Канта и его школы мистическое чувство есть продукт воображения или, в лучшем случае, мечтательности. Романтики в своем поэтическом творчестве видели жизнь в свете присущего им положительного чувства бесконечности“. Ins Deutsche übersetzt von mir.

⁴ Friedrich Schleiermacher, Bruchstücke der unendlichen Menschheit, Berlin 1994, S. 117.

Die von Novalis programmatisch geforderte Romantisierung der Welt⁵ beinhaltet in erster Linie die Romantisierung des Christentums. Dies erfolgt durch dessen Mythologisierung, was mit dem Mythos des Goldenen Zeitalters und der damit verbundenen Idealisierung des Mittelalters einhergeht. „Es waren schöne glänzende Zeiten“, schreibt Novalis in seinem berühmten Essay „Christenheit oder Europa“, „wo Europa ein christliches Land war [...] Ohne große weltliche Besitztümer lenkte und vereinigte Ein Oberhaupt die großen politischen Kräfte“.⁶ Prüft man dieses „ohne große weltliche Besitztümer“ auf dessen historische Authentizität, so wird schnell klar, dass die schönen glänzenden Zeiten, von denen Novalis spricht, keinem konkreten, wirklichkeitsgetreuen Zeitraum entsprechen, sondern vielmehr auf den inneren, mystisch-mythischen Gehalt des Mittelalters, als eines wahren christlichen Staates, hindeutet. Übrigens geht es dabei nicht um eine routinierte Verherrlichung der Vergangenheit, wie man sie z.B. aus der chinesischen Kultur kennt, wo das Goldene Zeitalter auf ganz bestimmte, geschichtlich datierte Dynastien zurückgeführt wird. Novalis sieht im christlichen Mittelalter „nicht die friedliche Urphase der Menschheitsgeschichte vor der Entstehung der Zivilisation, sondern – soteriologisch argumentierend – einen im Werden begriffenen Idealzustand“.⁷ Dies beweist folgende Passage aus demselben Essay: „Das waren die schönen wesentlichen Züge der echt katholischen oder echt christlichen Zeiten. Noch war die Menschheit für dieses herrliche Reich nicht reif, nicht gebildet genug. Es war eine erste Liebe, die im Drucke des Geschäftslebens entschlummerte [...]“.⁸ Das Goldene Zeitalter sei demnach stets im Werden, es ist nicht als vergangene Epoche zu verstehen, sondern als sehnsüchtig erwartete Zukunft. Ob man diese Zukunft auf die historisch verstandene Weltgeschichte begrenzen darf, bleibt immerhin eine offene Frage und stellt eines der Kernprobleme der romantischen Welt- und Lebensauffassung dar. Als Theoretiker und Philosophen glaubten die meisten Romantiker daran, dass ein solch utopischer Zustand des menschlichen Bewusstseins auch hier auf Erden durchaus realisierbar sei. Eben in der Beschleunigung dieser geistigen Evolution der gesamten Menschheit sahen sie die erhabene Mission eines romantischen Dichters. So behauptet Friedrich Schlegel, indem er über den sinnstiftenden Charakter der Romantik reflektiert:

Es fehlt, behaupte ich, unsrer Poesie an einem Mittelpunkt, wie es die Mythologie für die der Alten war, und alles Wesentliche, worin die moderne Dichtkunst der antiken nachsteht, läßt sich in die Worte zusammenfassen: Wir haben keine Mythologie. Aber, setze ich hinzu, wir sind nahe daran, eine zu erhalten, oder vielmehr es wird Zeit, daß wir ernsthaft dazu mitwirken sollen, eine hervorzubringen. [...] Die neue Mythologie muß [...] aus der tiefsten Tiefe des Geistes herausgebildet werden; es muß das künstlichste aller Kunstwerke sein, denn es soll alle andern umfassen [...].⁹

⁵ Vgl. Hans-Jürgen Schmitt (Hrsg.), *Die deutsche Literatur in Text und Darstellung. Romantik I*, Stuttgart 2003, S. 57.

⁶ Zit. nach: ebd., S. 161.

⁷ Katarzyna Jaśtal, *Mythen und Literatur*, in: Anna Dąbrowska, Katarzyna Jaśtal, Paweł Moskała, Agnieszka Palej (Hrsg.), *Variable Konstanten. Mythen in der Literatur*, Dresden/Wrocław 2011, S. 35.

⁸ Zit. nach: Hans-Jürgen Schmitt (Hrsg.), *Die deutsche Literatur in Text und Darstellung*, S. 164.

⁹ Zit. nach: ebd., S. 234-235.

So sieht es zumindest in der Theorie aus. Da aber jeder große Künstler in seinen Werken mehr sagt als in sämtlichen abstrakten Bekundungen, so möchte ich im Folgenden dem komplexen und äußerst paradoxen Prozess der Romantisierung des Christentums am Beispiel einer der schönsten Märchenerzählungen der deutschen Romantik nachgehen.

Fouqués Sternstunde

Friedrich de la Motte Fouqué (1777-1843) könnte man, die Terminologie der modernen Musikbranche benutzend, als ein „One-Hit-Wonder“ der deutschen Romantik bezeichnen. Von den zahlreichen Ritterromanen, die er verfasste und die sich seinerzeit einer beachtlichen Popularität erfreuten, hat allein „Undine“ die Zeitprobe bestanden, und zwar mit einem Riesenerfolg. Das Liebesmärchen wurde in alle Weltsprachen übersetzt¹⁰ und mehrmals in verschiedensten Formen wiederbelebt bzw. uminterpretiert: sei es in den gleichnamigen Opern von E.T.A. Hoffmann und Pjotr Tschaikowski, in Jean Giraudoux's Theaterstück „Ondine“, Ingeborg Bachmanns Erzählung „Undine geht“ oder in Filmen von Andy Warhol („The Loves of Ondine“) und Neil Jordan („Ondine“), ganz zu schweigen von mehreren Gemälden europäischer Künstler des 19. Jh.s „Auch in Nabokovs Werk“, stellt Michael Maar fest, „tummeln sich die Seejungfrauen“.¹¹ Ebenso bemerkenswert ist, dass die als Märchenklassiker geltende „Kleine Meerjungfrau“ von Hans Christian Andersen sowie Oscar Wildes weniger bekanntes Märchen „Der Fischer und seine Seele“ wesentlich später als Fouqués romantische Umgestaltung des wohlbekannten Nymphenmythos entstanden.

Das Mahrtenehe-Motiv im Wandel

Das „Motiv der gestörten Mahrtenehe“¹² hat eine lange Geschichte. Es handelt sich dabei um ein Liebesverhältnis zwischen einem der Menschenwelt angehörenden Mann und einer aus der mythologisch aufgefassten Wasserwelt stammenden Nymphe bzw. Nixe oder eben Undine. In ihrer Arbeit „Meerjungfrauen in der Literatur“ schreibt Melanie Komorowski, eine derartige Bindung bestehe

aus zwei Komponenten: Erstens der Verbindung eines Menschen mit einem Geistwesen und zweitens den Bedingungen, unter denen diese steht. Letztere können unterschiedlicher Natur sein, etwa das Treuegebot [...], das Sichtverbot [...] oder das Verbot über die [...] Herkunft des übernatürlichen Wesens zu sprechen oder es an bestimmten Orten zu beschimpfen.¹³

¹⁰ <http://www.stadt-brandenburg.de/bildung/fouque-bibliothek/fouque> [Zugriff am 12.09.2015].

¹¹ Michael Maar, Solus Rex. Die schöne böse Welt des Vladimir Nabokov, Berlin 2010, S. 36.

¹² Melanie Komorowski, Meerjungfrauen in der Literatur, http://www2.hhu.de/mythos-magazin/mythosforschung/mk_meerjungfrauen.pdf [Zugriff am 12.09.2015, S. 2.].

¹³ Ebd., S. 5-6.

Bei Fouqué spielen das Treuegebot und das Beschimpfen-Verbot eine schicksalhafte Rolle im tragischen Finale seines allgemein zutiefst traurigen Märchens. Dagegen wird ein anderer klassischer Bestandteil der Wasserfrauenmythologie vom Autor stark modifiziert. Nach Komorowski sind die Meerjungfrauen in der Vergangenheit „meist mächtige Wasserfrauen, die eine Verbindung zu einem Menschenmann nicht aus Liebe anstreben, sondern weil beide davon profitieren“.¹⁴ In „Undine“ liebt die Titelnympe ihren Ehemann, den Ritter Huldbrand, mit solch einer treuen, selbstlosen und leidenschaftlichen Liebe, zu der wohl keine Menschenfrau aus seiner Umgebung fähig wäre.¹⁵ Daraus resultiert Undines bittere Verwunderung über die rücksichtslose menschliche Härte, als sie an Bertalda folgende verzweifelte Worte richtet: „Ihr Leute, die ihr so feindlich ausseht und so verstört [...], ach Gott, ich wusste von euern törichtigen Sitten und eurer harten Sinnesweise nichts, und werde mich wohl mein Lebelang nicht drin finden“.¹⁶ Seltsamerweise wird dies in der Forschung oft übersehen, indem man das Undine-Motiv dem „Komplex der femme fatale“¹⁷ zuschreibt und Fouqués zarte, wenngleich natürlich durchaus erotisch anziehende Nympe mit Brentanos Lore Lay und Heines Lorelei vergleicht.¹⁸ Auch die feministisch orientierte Kritik scheint den philosophischen Kern des im Text dargestellten Liebesdreiecks nicht erfasst zu haben. So schreibt z.B. Inge Stephan, das Weibliche in „Undine“ wird „nicht befreit, sondern ähnlich wie in klassischen Texten mythologisiert und ästhetisch funktionalisiert“.¹⁹ Eine ähnliche Einstellung zeigt sich bei Isabel Koester: „Für Fouqué ist Undine ein Zwischenwesen, das es zu missionieren gilt“.²⁰ Noch radikaler drückt sich Andreas Kraß aus, als er die Beziehungen zwischen Huldbrand und Undine folgendermaßen interpretiert: „Im Sinne der romantischen Geschlechterordnung, die Fouqué propagiert, empfängt die Jungfrau ihre Seele erst in der Hochzeitsnacht. Erst durch die Liebe des Mannes wird sie zur Frau und somit zum vollgültigen Menschen“.²¹ Problematisch bei der Polemik mit derartigen Feststellungen ist die Tatsache, dass die Letzteren zwar an manchen Textstellen eine Bestätigung finden, jedoch im Gesamtkontext des Werkes, wenn überhaupt, dann nur eine zweitrangige Bedeutung haben. So ist es höchst fragwürdig, ob Fouqué irgendeine Geschlechterordnung propagiert. Vielmehr benutzt er einfach diejenigen mythologischen Gesetze, nach denen die Menschen- und die Nymphenwelt miteinander in Verbindung kommen können. Dabei stützte sich Fouqué u.a. auf die Schriften von Paracelsus, vor allem auf das „Liber de Nymphis, Sylphis, Pygmaeis et Salamandris, et de caeteris spiritibus“,²² das auch für Ludwig Tieck bei der Arbeit an „Die Elfen“ sowie für E.T.A. Hoffmann in „Der Goldne Topf“

¹⁴ Ebd., S. 1.

¹⁵ Vgl. Julieta Čavčanidze, Romanticheskaja skazka Fuke (Das romantische Märchen von Fouqué). <http://forlit.philol.msu.ru/lib-ru/chavchanidze-article1-ru> [Zugriff am 15.09.2015.].

¹⁶ Friedrich de la Motte Fouqué, Undine, Stuttgart 2010, S. 61.

¹⁷ Gerhart Hoffmeister, Deutsche und europäische Romantik, Stuttgart 1978, S. 158.

¹⁸ Vgl. ebd.

¹⁹ Inge Stephan, Kunstepoche, in: Wolfgang Beutin u.a. (Hrsg.), Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. 7., erweiterte Auflage, Stuttgart 2008, S. 182-238, hier S. 207.

²⁰ Isabel Gutiérrez Koester, „Ich geh nun unter in dem Reich der Kühle, daraus ich geboren war...“ Zum Motiv der Wasserfrau im 19. Jh., Berlin 2001, S. 84.

²¹ Andreas Kraß, Meerjungfrauen. Geschichten einer unmöglichen Liebe. Frankfurt a. Main 2010, S. 301.

²² Vgl. Melanie Komorowski, Meerjungfrauen in der Literatur, S. 22.

als Inspirations- und Informationsquelle diente. Einige geschichtlich bedingte patriarchalische Darstellungsnuancen kommen in „Undine“ zweifelsohne vor. Von jeglichen gendergefärbten propagandistischen Tendenzen bleibt sein Liebesmärchen aber glücklicherweise frei. Dagegen lassen sich im Text mehrere äußerst interessante und überraschende Gedanken zum Thema Christenheit und Heidentum finden.

Das zerbrochene Dreieck – Undine, Huldbrand, Bertalda

Das zentrale Problem der Mahrtehe von Undine und Huldbrand ist das Problem der Seele. Als eine Wasserfrau ist Undine nämlich seelenlos, ganz im Geiste der Elementenlehre von Paracelsus,²³ was sie ihrem künftigen Ehemann aufrichtig gesteht: „Wir, und unseresgleichen in den andern Elementen, wir verstieben und vergehn mit Geist und Leib, dass keine Spur von uns rückbleibt [...] Darum haben wir auch keine Seelen.“²⁴ Bemerkenswert ist, dass hier die Seele etwas anders verstanden wird, als z.B. bei Baumgarten, der die Seele mit dem Bewusstsein gleichsetzt²⁵ und auch von den Seelen der Tiere spricht, die jedoch, im Unterschied zu Menschenseelen, nicht unsterblich sind.²⁶ Fouqués Undine ist sich zweifellos ihrer Existenz bewusst und verhält sich im Großen und Ganzen genauso wie ein normales achtzehnjähriges Mädchen. Eine Seele hat sie aber nicht, was hier vor allem bedeutet, dass Undine nicht christlich ist, d.h. ihr Inneres sei mit dem mythisch-heidnischen Naturraum und nicht mit dem evangelisierten Menschenraum des deutschen Mittelalters verwandt. Es gibt allerdings auch für eine Wasserfrau die Möglichkeit, einer Seele teilhaftig zu werden: „Eine Seele aber kann unsresgleichen nur durch den innigsten Verein der Liebe mit einem eures Geschlechtes gewinnen.“²⁷ Man sollte hier unterstreichen, dass unter dem „innigsten Verein der Liebe“ weder das reine Gefühl an sich noch die christliche Trauung verstanden wird, sondern eben die physische, körperliche Vereinigung, kurz: sexueller Kontakt mit dem geliebten Menschen. Der Text lässt da keinerlei Zweifel aufkommen, indem von den Ereignissen nach der Hochzeit sehr eindeutig berichtet wird: „[...] der von Liebe berauschte Ritter [...] löschte die Kerzen, und trug seine schöne Geliebte unter tausend Küssen, vom Monde, der hell durch die Fenster hereinsah, anmutig beleuchtet, zu der Brautkammer hinein.“²⁸ Erst danach kommt es zum entscheidenden Wandel in Undines Innerem:

[...] alle wollten ihr entgegengehn, und alle blieben voll Verwunderung stehen, so fremd kam ihnen die junge Frau vor, und doch so wohlbekannt. [...] Sie blieb den ganzen Tag so; still, freundlich und achtsam, ein Hausmütterlein, und ein zart verschämtes, jungfräuliches Wesen zugleich. Die Dreie, welche sie schon länger kannten, dachten in jedem Augenblick irgendein wunderliches Wechselspiel

²³ Ebd., S. 16.

²⁴ Friedrich de la Motte Fouqué: *Undine*, Stuttgart. 2010, S. 47.

²⁵ Vgl. Aleksander Gottlieb Baumgarten, *Metafizyka*. Übersetzt ins Polnische von Jacek Surzyn, Kęty 2012, S. 177.

²⁶ Vgl. ebd., S. 285.

²⁷ Friedrich de la Motte Fouqué, *Undine*, S. 48.

²⁸ Ebd., S. 43.

ihres launischen Sinnes hervorbrechen zu sein. Aber sie warteten vergebens darauf. Undine blieb engelmild und sanft.²⁹

Undines Verhalten überrascht ihre Pflegeeltern und ihren Ehemann, weil das Mädchen früher äußerst launisch und selbstbezogen war. Unter anderem schockierte sie den alten Fischer und seine Frau mit provokanten Äußerungen, wie: „[...] jeder ist sich doch selbst der Nächste und was gehen einen die andern Leute an“.³⁰ Die Reaktion des Fischers auf diese schonungslose Sentenz ist genauso verständlich wie vorhersehbar: „Als ob dich Heiden und Türken erzogen hätten, klingt ja das [...]“,³¹ klagt er ratlos. Interessant ist, was Undine darauf antwortet: „Ja, aber mir ist doch nun einmal so zumute [...] habe mich erzogen, wer da will, und was können da all eure Worte helfen“.³² Vieles kann man der eigenwilligen Undine in der vorehelichen Phase ihres Lebens vorwerfen, allerdings keine Heuchelei. Sie verhält sich nämlich so, wie ihr zumute ist. Was auch immer sie tut oder sagt, bleibt sie im Einklang mit ihrer inneren Natur. Um es mit Andreas Kraß auf den Punkt zu bringen: „Undine repräsentiert die Prinzipien der Poesie, Genialität und Natürlichkeit“,³³ und diese Prinzipien lassen sich keinem normalisierten Wertsystem anordnen.

Nun bekommt Undine aber durch den Liebesverein mit ihrem Ehemann, dem Ritter Huldbrand, eine Seele und wird somit zum Menschen. Die Versuchung, darin ein typisches Beispiel patriarchalischer Frauenunterwerfung zu sehen, ist natürlich groß. Viel wichtiger als Huldbrands Geschlecht ist dabei jedoch die Tatsache, dass er ein Christ ist. Die sexuelle Initiation führt Undine nicht nur in die Menschenwelt, sondern – und in erster Linie – in die Christenwelt. Nicht als Frau, sondern als Nymphe, d.h. als heidnisches Wesen, bedarf sie einer Missionierung. Die Seele fungiert in diesem Kontext als dasjenige Anzeichen, das einen Christenmenschen von einem zwar lebendigen, aber nichtchristlichen, also nicht für die Ewigkeit vorherbestimmten Naturwesen, unterscheidet. Höchst bedeutend ist Undines Verhältnis dazu, die sie in einer der ergreifendsten und zugleich relevantesten Textstellen zur Äußerung bringt: „Es muss etwas Liebes, aber auch etwas höchst Furchtbares, um eine Seele sein. Um Gott, mein frommer Mann, wär es nicht besser, man würde ihrer nie teilhaftig?“³⁴ Woher kommt diese Angst vor dem Seelenbesitz, der für Undine doch andererseits der größte Segen zu sein scheint? Der Wunsch, eine Seele zu haben, ist klar, denn die Seelenlosigkeit heißt auch kein Leben nach dem Tod. Wieso aber „etwas höchst Furchtbares“? Die Antwort auf diese Frage ist sinnstiftend für das Verständnis der zentralen Aussage von Fouqués Märchentragödie.

Das ewige Leben gehört zu den transzendenten, den physischen Lebensraum übergreifenden Gütern. Auch während des irdischen Lebens muss sich aber ein beseeltes Wesen von einem seelenlosen unterscheiden. Dieser Unterschied bezieht sich auf das tagtägliche Verhalten des Menschen, auf dessen Taten und Gefühle und somit natürlich auf die wichtigste

²⁹ Ebd., S. 44–45.

³⁰ Ebd., S. 33.

³¹ Ebd., S. 34.

³² Ebd.

³³ Andreas Kraß, ebd., S. 309.

³⁴ Friedrich de la Motte Fouqué, ebd., S. 41.

Sphäre des menschlichen Daseins, nämlich auf die Liebessphäre. In „Undine“ stößt man dabei auf eine äußerst sonderbare Konstellation. Undine ist die einzige Figur im Text, die man als ein „Zwischenwesen“³⁵ bezeichnen kann. Einerseits entstammt sie der heidnischen, niederen³⁶ Welt der Elemente, andererseits gelingt es ihr, sich in die Welt der Christenmenschen zu integrieren. Huldbrand und Bertalda gehören dagegen von Anfang an dem christlichen Raum des romantisierten Mittelalters (im Sinne „fiktionsinterner Realität“³⁷) an. Vergleicht man aber Undine mit den anderen Figuren des Märchens, so wird die geistige Überlegenheit der zum Menschen gewordenen Wasserfrau offensichtlich. Dies bestätigt Huldbrand selbst, indem er an einer weiteren höchstmarkanten Textpassage zugibt: „Wenn ich ihr eine Seele gegeben habe – muss er bei sich selber sagen – gab ich ihr wohl eine bessere, als meine eigne ist [...]“.³⁸ Anders formuliert, ist Undine – ein frisch missioniertes Heidenwesen – eine viel bessere Christin als ihr Ehemann, ja vielleicht die einzige wahre Christin in der entworfenen Erzählwelt. Daher auch die tiefe Traurigkeit, mit der sich Undine an Bertalda wendet, als sich herausstellt, die Letztere sei kein richtiges Königskind, sondern die vor langer Zeit verlorene Tochter des alten Fischers und seiner Frau. Bertalda wird rasend und schreit Undine an, nennt sie eine „Hexe“³⁹ und will von ihren biologischen Eltern nichts wissen. Undines Gegenreaktion lautet: „Hast du denn eine Seele? Hast du denn wirklich eine Seele, Bertalda? schrie sie einige Male in ihre zürnende Freundin hinein [...]“.⁴⁰ Eine Nymphe wirft einer Christenfrau Seelenlosigkeit vor, und zwar zurecht! Eine wahrlich ungläubwürdige Szene für einen Autor, der als die Verkörperung eines kompromisslos konservativen, ja stockkatholischen Weltbildes betrachtet wird.⁴¹ Hat man in „Undine“ mit der „Gegenüberstellung christlicher und heidnischer Frauen“⁴² zu tun, so fällt das Urteil für die Ersteren nicht besonders affirmativ aus. Zweifelhaft ist auch die Annahme, dass die Mahrtenhehe zwischen dem Ritter und Undine deshalb scheitert, weil „Huldbrand die Andersartigkeit seiner Frau beängstigt und er die Regeln ihrer Kultur nicht akzeptieren kann“,⁴³ denn nach der Hochzeitsnacht fängt Undine doch an, nach den Regeln der christlichen Kultur zu leben, und macht darin einen so raschen Fortschritt, dass ihre christlich erzogene Umgebung von dergleichen nur träumen könnte. Wie Natalja Werba zutreffend feststellt:

Die Synthese der Naturphilosophie und der ethischen Dimension des Christentums ist hier wohl sehr prägnant dargestellt: das feurige Verlangen eines „andersartigen“ Wesens, die kostbare Seele zu

³⁵ Isabel Gutiérrez Koester, „Ich geh nun unter in dem Reich der Kühle, S. 84.

³⁶ Zoja Kašafutdinova, Osobennosti romantičeskoj poetiki v povesti Fuke „Undina“ i poetičeskom perevode Žukovskogo (Die Besonderheiten der romantischen Poetik in Fouqués Erzählung „Undine“ und in der poetischen Übersetzung von Žukovskij). <http://www.rfp.psu.ru/archive/2.2009/kashafutdinova.pdf> [Zugriff am 12.09.2015].

³⁷ Uwe Durst, Theorie der phantastischen Literatur, Berlin 2010, S. 69.

³⁸ Friedrich de la Motte Fouqué, ebd., S. 63.

³⁹ Ebd., S. 61.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ Vgl. Melanie Komorowski, Meerjungfrauen in der Literatur, S. 24-25.

⁴² Gerhart Hoffmeister, Ebd., S. 158.

⁴³ Ebd., S. 20.

bewahren, scheint eine Art Nachahmungsbeispiel für den Menschen zu sein, der leider den Wert der Kostbarkeit, die er besitzt, nicht zu schätzen weiß.⁴⁴

Nicht die heidnische Andersartigkeit seiner Frau beängstigt also Huldbrand, auch wenn er sich dies als Selbstentschuldigung einzureden versucht.⁴⁵ Der eigentliche Grund ist, im Gegenteil, die für ihn unerträgliche Kraft der wahrhaftig christlichen Liebe, mit der ihn seine Gattin beschert. Eben diese selbstlose, allumfassende Liebe führt dazu, dass Undines Herz sogar Bertalda, die ja auch in Huldbrand verliebt ist, kaum ausschließen kann. Mehr noch: Undine schlägt vor, dass Bertalda zusammen mit ihr und ihrem Ehemann in sein Schloss kommt und macht dabei folgendes außergewöhnlich bedeutsames Bekenntnis:

Sie, wir wurden als Kinder miteinander vertauscht; da schon verzweigte unser Geschick, und wir wollen es fürder so innig verzweigen, dass es keine menschliche Gewalt zu trennen imstande sein soll.⁴⁶

Selbstverständlich geht es hier nicht nur um zwei Frauen, die um denselben Mann rivalisieren, sondern auch – metaphorisch gesehen – um andere vertauschte Geschwister: Christenheit und Heidentum. Nur in ihrer romantischen Synthese ist also die wahre, von den Banden der Vernunft befreite Religion des Goldenen Zeitalters möglich – dasjenige Ideal, für das die Menschheit (nach Novalis⁴⁷) noch nicht bereit ist. Als der Ritter schließlich das bereits erwähnte Verbot, seine Frau in der Nähe von Wasser zu beschimpfen, während der dreisamen Donaureise bricht, muss Undine in die Wasserwelt zurückkehren, was sie zwar mit tiefem Schmerz, aber ganz ohne Hass akzeptiert:

Starren, aber tränenströmenden Blickes sah ihn die arme Undine an [...] Endlich sagte sie ganz matt: Ach, holder Freund, ach lebe wohl! Sie sollen dir nichts tun; nur bleibe treu, dass ich sie dir abwehren kann. Ach, aber fort muss ich, muss fort auf diese ganze junge Lebenszeit. O weh, o weh, was hast du angerichtet!⁴⁸

Auffallend ist dabei, dass selbst dem Treuegebot jegliche egoistische Motivationen fehlen. „Bleibe treu, dass ich sie dir abwehren kann“, warnt Undine Huldbrand. Gemeint sind hier die heidnischen Kräfte der Wasserwelt, nach deren unausweichlichen Naturgesetzen Huldbrand, falls er eine andere Frau heiratet, seine Untreue mit dem Tod büßen müsste.

⁴⁴ Natalja Werba, „Undina“: ot fuke k Gofmanu („Undine“: von Fouqué zu Hoffmann), <http://cyberleninka.ru/article/n/undina-ot-fuke-k-gofmanu-opyt-analiza-fenomena-arhetip-na-primere-obraza-glavnoy-geroini>: „Пожалуй, синтез натурфилософии и этической стороны христианства представлен здесь очень ярко: горячее желание «иноного» существа заботиться о драгоценной душе выглядит своего рода примером для подражания человеку, к сожалению, не осознающему ценности обладаемого им сокровища“. Ins Deutsche übersetzt von mir.

⁴⁵ Vgl. Friedrich de la Motte Fouqué, *Undine*, S. 82-83.

⁴⁶ Ebd., S. 65.

⁴⁷ Siehe oben im vorliegenden Text.

⁴⁸ Ebd., S. 85.

Die wiederhergestellte Einheit – Huldbrands Tod

Dass der Ritter Undines Gebot brechen wird, macht der Erzähler dem Leser bereits im nächsten Kapitel nach der tragischen Donauszene mittels einer latenten Prolepse im folgenden wehmütigen Monolog klar:

Soll man sagen, leider! oder zum Glück! dass es mit unsrer Trauer keinen rechten Bestand hat? [...] Ich meine, mit unsrer so recht tiefen und aus dem Borne des Lebens schöpfenden Trauer, die mit dem verlorenen Geliebten so Eines wird, dass [...] sie ein geweihtes Priestertum an seinem Bilde durch das ganze Leben durchführen will [...]. Freilich bleiben wohl gute Menschen wirklich solche Priester, aber es ist doch nicht die erste, rechte Trauer mehr. Andre, fremdartige Bilder haben sich dazwischen gedrängt, wir erfahren endlich die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge sogar an unserm Schmerz, und so muss ich denn sagen: Leider, dass es mit unsrer Trauer keinen rechten Bestand hat!⁴⁹

Huldbrands Trauer nach Undines Untergehen dauert tatsächlich nicht lange an, sodass er bald beschließt, Bertalda zu heiraten, was den Gesetzen der christlichen Religion ja völlig entspricht. Doch wie es sich herausstellt, gibt es auch andere, nicht minder mächtige Gesetze, die keiner vernünftigen menschlichen Glaubensauffassung, sondern der Natur selbst entspringen. Und nach diesen Gesetzen soll der Ritter Huldbrand sterben. Dabei handelt es sich nicht um die sogenannte „Schauerromantik“ mit ihrer Faszination für den Tod und das Übernatürliche, die, nach Priscilla Meyer, der ganzen germanischen Kultur eigen ist.⁵⁰ Undine ist keineswegs eine unheimliche Figur, wohl aber eine tragische. Das Tragische an Undines Schicksal wird von Julietta Čawčanidze in ihrer scharfsinnigen Analyse von Fouqués Märchen sehr exakt beschrieben:

In Undine gibt es keine fatale Verzückung einer traditionellen „Wasserfrau“, sondern nur einen eigentümlichen, keuschen Liebreiz, daher sieht das, was sie schließlich vollbringt, nicht wie ein hinterlistiger Triumph über den Menschen aus. Indem Undine Huldbrand tötet, erlebt sie den schrecklichsten Augenblick ihrer eigenen Qual. Ähnlich wie bei den Autoren des Mittelalters, ist die Liebe bei Fouqué eindeutig gut. [...] Das Wunder und die Größe von Undines Natur bestehen darin, dass sie in sich zwei entgegengesetzte Urquellen verbindet. Sie ist unermesslich höher als ein Elementargeist [...]. Sie ist aber auch höher als ein Mensch, der in seinem vielseitigen Dasein und in seiner Gefühlsvielfalt die einfache und weise Gerechtigkeit der Natur verachtet.⁵¹

Nicht weil sie es will, übt Undine ihre magische Macht über Huldbrand aus, sondern weil sie dazu von der ihr übergeordneten Kraft der Naturgesetze gezwungen ist. Äußerst markant ist dabei, dass eine der wichtigsten Randfiguren der Erzählung – der Pater Heilmann – der

⁴⁹ Ebd., S. 86.

⁵⁰ Vgl. Priscilla Meyer, *Najdite, čto sprjatal matros*. Originaltitel: *Find what the sailor has hidden*. Übersetzt ins Russische von E. Malikowa, Moskau 2007, S. 194.

⁵¹ Julietta Čawčanidze: „В Ундине нет рокового очарования традиционной «девы воды», в ней только лишь прелесть своеобразия и чистоты, и то, что она в итоге совершает, не выглядит коварным торжеством над человеком. Убивая Хульдбрана, она переживает самый страшный миг собственных мучений. Как у авторов Средневековья, у Фуке любовь однозначно добра. [...] Чудо и величие натуры Ундины в том, что она соединяет в себе два противостоящих начала. [...] Но она выше и человека, который в своем многогранном бытии, в своем многочувствии пренебрег простой и мудрой справедливостью природы“, ebd. [Zugriff am 12.09. 2015]. Ins Deutsche übersetzt von mir.

Einzig ist, der die geplante Trauung von Huldbrand und Bertalda nicht begrüßt. „Lass von ihr, Huldbrand! Lass von ihm, Bertalda!“, lautet sein weitsichtiger Ratschlag. „Er gehört noch einer andern, und siehst du nicht den Gram um die verschwundene Gattin auf seinen bleichen Wangen? So sieht kein Bräutigam aus [...]“.⁵² Der christliche Priester ahnt somit diejenige „weise Gerechtigkeit der Natur“, die Čawčanidze in der oben zitierten Passage so prägnant in Worte fasst. Der Ritter lässt sich jedoch von keinerlei Warnungen überzeugen. Daher auch seine Verwunderung, als er sieht, dass Pater Heilmann immer noch in der Gegend präsent bleibt. Die Reaktion des Priesters beinhaltet sowohl eine düstere Vorhersage als auch ein bitteres Wortspiel:

Auf die Frage, was er denn hier mache? denn einsegnen wolle er ja doch nicht! sei die Antwort gewesen: Es gibt noch andre Einsegnungen, als die am Traualtar [...] Man muss alles abwarten. Zudem ist ja Trauen und Trauern gar nicht so weit auseinander, und wer sich nicht mutwillig verblendet, sieht es wohl ein.⁵³

Der mutwillig verblendete Huldbrand will es aber nicht einsehen, denn nach allen menschlichen bzw. christlichen Kriterien tut er ja nichts Böses. Viel kontroverser war seine Bindung, sei es auch eine eheliche, mit einer Nymphe. Nun ist seine Gattin aber in die Wasserwelt verschwunden und er möchte einen richtigen Menschen, eine Christin, heiraten. Und trotzdem berichtet uns der Erzähler darüber im folgenden tragischen Ton:

Wenn ich euch erzählen sollte, wie es bei der Hochzeitsfeier auf Burg Ringstetten zugeht, so würde euch zumute werden, als sähet ihr eine Menge von blanken und erfreulichen Dingen aufgehäuft, aber drüber hin einen schwarzen Trauerflor gebreitet, aus dessen verdunkelnder Hülle hervor die ganze Herrlichkeit minder einer Lust gliche, als einem Spott über die Nichtigkeit aller irdischen Freuden.⁵⁴

Nur schwer kann man sich dem Eindruck entziehen, dass in diesem langen Satz nicht nur die Hochzeit zwischen Huldbrand und Bertalda, sondern auch die traurige Essenz des gesamten menschlichen Lebens zusammengefasst wurde. Daraus spricht eine vom ganzen Menschengeschlecht und besonders von den (sogenannten) Christen, die, gleich den neutestamentlichen Pharisäern, den tiefsten Geist der göttlichen Offenbarung missachteten und den hohen christlichen Ansprüchen nicht gewachsen sind, erfahrene tiefe Enttäuschung.

Kennzeichnend ist auch die Art und Weise, wie Undine in die Menschenwelt zurückfindet. Bertalda will während der Hochzeit glänzend aussehen, und so beschließt sie, trotz Undines ehemaligen Verbots, den Schlossbrunnen zu öffnen (der diente nämlich als eine Tür ins Reich der Wassergeister), weil das Wasser, das sich darin befindet, eine besonders verschönernde Wirkung auf die Haut ausübt. Es ist also die führende Hand des Schicksals und nicht Undines Eifersucht, die sie zurück zu ihrem untreuen Geliebten führt. Die Todesszene wird übrigens so poetisch und rührend dargestellt, dass man da eher von einem transzendenten Akt der Liebe als von einer „Ermordung“ reden sollte.

⁵² Friedrich de la Motte Fouqué, *Undine*, S. 89.

⁵³ Ebd., S. 92.

⁵⁴ Ebd., S. 93.

Sie haben den Brunnen aufgemacht, sagte sie leise, und nun bin ich hier, und nun musst du sterben. – Er fühlte in seinem stockenden Herzen, dass es auch gar nicht anders sein könnte [...]. Beugend vor Liebe und Todesnähe neigte sich der Ritter ihr entgegen, sie küsste ihn mit einem himmlischen Kusse, aber sie ließ ihn nicht mehr los, sie drückte ihn inniger an sich, und weinte, als wolle sie ihre Seele fortweinen. Die Tränen drangen in des Ritters Augen, und wogten im lieblichen Wehe durch seine Brust, bis ihm endlich der Atem entging, und er aus den schönen Armen als ein Leichnam sanft auf die Kissen des Ruhebettes zurücksank.⁵⁵

Von Undine „totgeküsst“, verlässt der Ritter Huldbrand das irdische Leben, dessen Nichtigkeit sowohl in der mittelalterlichen Kosmogonie als auch in der romantischen Sehnsucht erkannt und beweint wird. Aber sogar nach seinem Tod kann Undine ihren Geliebten nicht loslassen. Und so endet das Märchen mit der Kurzerwähnung einer Legende, die sich nach Huldbrands Beerdigung (samt den seltsamen Erscheinungen, die sie begleiten) unter den Dorfbewohnern verbreitete.

Da nahm man plötzlich inmitten der schwarzen Klagefrauen [...] eine schneeweiße Gestalt wahr, tiefverschleiert, und die ihre Hände inbrünstig jammernd emporwand. [...] Bertalda schwang und kniete, und alles kniete, und die Totengräber auch, als sie fertig geschaufelt hatten. Da man sich aber wieder erhob, war die weiße Fremde verschwunden; an der Stelle, wo sie gekniet hatte, quoll ein silberhelles Brunnlein aus dem Rasen, das rieselte und rieselte fort, bis er den Grabhügel des Ritters fast ganz umzogen hatte [...] Noch in späten Zeiten sollen die Bewohner des Dorfes die Quelle gezeigt, und fest die Meinung gehegt haben, dies sei die arme, verstoßene Undine, die auf diese Art noch immer mit freundlichen Armen ihren Liebling umfasste.⁵⁶

Die Frage nach dem postumen Schicksal von Undine und Huldbrand steht somit offen. Es bleibt nicht nur unklar, ob sie sich in der Wasserwelt oder im christlich aufgefassten Jenseits vereinen. Man kann nicht genau feststellen, ob sich ihre Wege in einer beliebig begriffenen Ewigkeit überhaupt kreuzen. Das Märchen klingt mit dem romantischen Trost aus, dass wenigstens hier, auf Erden, Undines freundliche Arme ihren Liebling stets umfassen, was eine wunderschöne Metapher der ewigen Verschmelzung von Christenheit und Heidentum, Gott und Natur, bildet -einer Verschmelzung, die weder irdischen Gesetzen noch menschlicher Vernunft unterliegt und sowohl im Anfang der Weltgeschichte als auch an ihrem Ende in unvergänglicher Liebe ruht und glänzt.

⁵⁵ Ebd., S. 96-97.

⁵⁶ Ebd., S. 98.